

Wilderei in einer Schärddinger Landgemeinde

Otto Frauscher †

Wie so vieles im Leben nicht stets genau planbar ist, so bedurfte es zur Abfassung dieses Berichts eines 10-tägigen Krankenhausaufenthalts meinerseits und eines nicht verschlossenen Bettnachbarn, dem ich den Namen Alois gebe. Genau so sind auch alle anderen Personen- und Hausnamen aus Gründen des Datenschutzes geändert. Die letzten der im Folgenden beschriebenen Straftaten sind ja teils noch nach 1960 verübt worden. Und nicht etwa in einer hochgelegenen Sauwald-Gegend mit kargen Böden, sondern in der fruchtbaren Ebene entlang des Inn.

So, und nun lasse ich den Lois reden: Mein Vater verstand sich auf mehrere Berufe. Er war ein Handwerksmeister, konnte nebenbei auch mauern und betrieb eine Landwirtschaft mit an die acht Joch (à 5760 m²) Grund. Eine Sölde, wie man sagte. In seiner nicht reichlichen Freizeit spielte er bei der Dorfmusik trotzdem noch das Flügelhorn und war auf uns vier Buben und sechs Dirndl – ich muss es leider sagen – „saulästig“. Zu seiner Zeit bestand unser Bauerndorf aus anderthalb Dutzend Hausnummern, die sich aus Bauernanwesen, Sölden und Häusern zusammensetzten. Und nun das Außergewöhnliche daran: Die Bewohner dieser Ortschaft bedienten sich neben anderen auch eines gemeinsamen Wilderer-Gewehres. Es war eine einläufige Schrotflinte mit der sowohl „Saupfosten“ (Patrone mit selbst gehacktem, grobem Blei) als auch Brenneke (Patrone mit nur einer Kugel) verschossen werden konnten. Selbstverständlich aber auch – was überwiegend geschah – mit normalen Patronen mit 4er-Schroten. Dieses beschriebene Ding bezeichnete man damals mit dem Namen 12er-Hammergewehr und es stammte angeblich vom Schärddinger Büchsenmacher-Toni in der Kirchengasse. Wo es im Dorf aufbe-



Das Flobert, ein „beliebtes“ Wildererengewehr

wahrt wurde, kann ich nicht mehr genau sagen. Dass es aber vom Uhl, meinem Vater, den Bauernbuam Sepp und Hias, dem Gaderbauer Lois und fallweise auch von im Dorf arbeitenden Bauernknechten benutzt wurde, weiß ich schon. Bezüglich meines Vaters möchte ich noch anmerken, dass dieser uns seinerseits mit schwersten Strafen (Hausverweis etc.) drohte, wenn wir uns etwa mit der verruchten Wilderei abgaben. Gar so überzeugend wird es wohl nicht geklungen haben, weil es nichts fruchtete. Da zu jener Zeit auch das Fischereirecht von den jeweiligen Jagdpächtern ausgeübt wurde, blieben sie auch in diesem Bereich von schweren Eingriffen in ihre Besitzrechte durch die wildernde Dorfgemeinde nicht verschont. Körbeweise lieferte man die widerrechtlich

angeeignete Beute in unsere Küche, wo sie meine Mutter für die Gemeinschaft – immer spät abends, wenn wir Kinder schon lange schliefen – zubereitete. Sie verstand sich darauf am besten vom Dorf. Von all dem bekamen wir im Kindesalter nichts mit, auch nichts zwischen die Zähne.

Um den Speiseplan in verschiedenen Häusern des Orts aufzulockern und auch um der Befriedung eines Urtriebs des Menschen – des Beute machens – nachzukommen, waren wir größeren Dorfbuben schon auch ab und zu beim „Fisch' heraus schießen“ dabei. Dies geschah an der Gemeindegrenze an einem fischreichen Gewässer. Anführer bei dieser Tätigkeit war stets der Stefan-Sepp, weil der dies am besten konnte. Aber bald danach taten wir Jungen auf eigene Faust das Gleiche. In solchen Dingen ließen wir uns viel mehr belehren als etwa in der Schule. Und so ging es: Eine Einliterglasflasche wurde bis zum Flaschenhals mit Schwarzpulver (oder Donarit vom nicht weit entfernten Steinbruch) befüllt, mit einem Korkstöpsel verschlossen, dieser mit einem 5-mm-Handbohrer durchbohrt, durch das Bohrloch die Zündschnur bis auf den Boden der Flasche geführt und



Flobert-Munition

die Zündschnur dann gut einen Zentimeter oberhalb des Stöpsels abgeschnitten. In die Schnittfläche machten wir noch einen etliche Millimeter tiefen Schlitz und drückten den Kork noch ca. drei Millimeter unter die Flaschenhalsoberkante hinein. Die dadurch entstandene Mulde wurde mit dem Wachs einer brennenden Kerze ausgegossen. Dadurch war die Vorrichtung auch wasserdicht, was ja unbedingt notwendig war. Zur Beschwerung banden wir noch einen Ziegel an die Flasche. Am Einsatzort – der meist von Erlen, Eschen und dichtem Staudenbewuchs umgeben war, wurde dann in den erwähnten Schlitz am Zündschnurende ein ganz kurzes Stückchen „Schnefeier“ (Zündholz) mit dem Köpfchen nach oben fest hineingedrückt und mit der „Frettn“ (Reibefläche) des Zündholzschachterls darüber gefahren. Wenn dann ein deutlich vernehmbares „Zschschsch“ erfolgte, wurde noch kurz zugewartet und die in einen vorher schon ausgekundschafteten fischreichen „Dimpfö“ (Tümpel, Untiefe) des Baches geworfen. Nun gingen die Fischer schnell zu Boden in Deckung und warteten, bis ein dumpfer Knall und eine mehr oder minder hohe Wasserfontäne die Explosion der Flasche anzeigten.

Schnell waren wir danach auf den Beinen, und war warmes Wetter, stiegen wir barfuß in den Bach und sammelten die dutzendweise mit dem Bauch nach oben im Wasser treibenden Fische in einen Weidenkorb. Herrschte aber kälteres Wetter, holten wir unsere Beute mit an dünnen Stangen befestigten Netzen aus dem Bach. Besonders reiche Fänge gab es beim Näslingzug im Frühjahr; der Näsling ist ein schmackhafter, aber grätenreicher Weißfisch. Aber nicht alles war so einfach wie das Fischen.

Einer der eifrigsten Wilderer im Dorf war der Uhl: ein Söldner mit fünf Kühen im Stall und dazu ein paar zugsame, kräftige Ochsen zur Bearbeitung seiner vierzehn Joch Nutzgrund. Er war nicht allzu redselig. Aber wenn er jemanden – besonders jüngere Mannsbilder – hineinlegen konnte, hatte er daran eine große Freude. Einmal sollte der „Bauern-Hias“, ein großgewachsener, aber eher stiller Bauernsohn von unserem Dorf, sein Opfer werden. Dieser war noch nicht vom Laster der Wilderei befallen. Zu ihm sagte der Uhl, als sie sich eines Winternachmittags mit ihren Gespannen beim Mistfahren trafen: „Morgen nimmst du die Büchsen mit, da hint' sitzt oft a schwára Has', der wär was für dich.“ Dem Hias nahm diese Rede die Ruhe und sein Ehrgeiz rührte sich. Noch am selben Abend holte er sich das gerade beim Hofbauer in Verwahrung befindliche 12er-Gewehr samt ein paar Schrotpatronen. Anderntags wollte er damit, wenn es nur irgendwie passen sollte, erstmals Beute machen. Auf dem langen, nicht gut einsehbaren Weg zur weit entfernten Holzweide, konnte sich vielleicht schon etwas ergeben. Deshalb hatte er, in einen Stallfetzen (Arbeitsschurz aus grobem Gewebe) eingewickelt, die Flinte auf seiner Mistladung liegen. Als sein Gespann so gemächlich dahinbimmelte (im Winter hatte ein Pferdegespann stets eine Glockenschelle am Kummel angebracht), begegnete ihm auf dem beiderseits von Erlen und Stauden eingesäumten Wiesenweg der Uhl mit seinen Ochsen und auch einem Mist Schlitten. Dieser war auf der Heimfahrt. Die beiden Fuhrmänner hielten an und der Ältere sagte: „Du Hias, hast eh d' Büxn mit. Geh' a öddla Schritt (etliche) vürö (nach vorn), da sitzt a da Hansn-Petern-Wies a schwára Has'. Schau dass d' a amoi zum Schießen kimmst.“ Etwas aufgeregt nahm der so Angeredete das Gewehr vom Schlitten und folgte dem bereits vorausgegangenen Nachbarn. „Schau, siagstn!“, raunte ihm dieser zu und deutet durch die Bäume zu einem Wiesenhang. „Freilich!“, drauf der Hi-

as. „Zui guat!“ Leicht zitterten des Schützen Hände. Dann ein Kracher. „Gfeit hast, lad' nach g'schwind,“ drängte der Uhl. Dem Hias fiel in seiner Jagderregung gar nicht auf, dass der Hase auf den ersten Schuss hin nicht auf und davon war. Rasch nahm er ihn nochmals auf's Korn. Bumm! So, jetzt hatte er ihn umgelegt, dass die Haare stoben. Schnell stapfte er durch den Schnee zu ihm hin. Als er dort war, sah er einen zeretzten Hasenbalg und einen Schüppel Heu liegen. Beschämt und zornig stieß er mit seinen Holzschuhbummerln gegen die falsche Beute und trat sie in den Schnee. Mit einer Verwünschung gegen den Uhl – der inzwischen vorsorglich mit seinen Ochsen weggefahren war – hastete er nun rasch zu seinem Gespann zurück, wickelte die Büchse wieder in den Fetzen und warf sie auf den Schlitten. Auf das hin versuchte er sich sein Lebtag nicht mehr mit der Wilderei. Trotzdem ist bis heute, so siebzig Jahre danach, sein Missgeschick bei den älteren Dorfbewohnern noch nicht vergessen.

Wesentlich brenzlicher erging es dem Michlmann-Sepp einmal. Als im Sommer 1942 der Oberbauer-Franz vom russischen Kriegsschauplatz auf Urlaub heimkam, verabschiedete er sich vor Ende desselben bei den meisten Leuten im Dorf. Da er vor seiner Einberufung, so wie der Sepp auch, bei der Dorfmusik spielte, war er mit ihm gut befreundet. Aber auch so wie die meisten Musikanten ein Wildschütz. Einen Tag vor seiner Abfahrt an die Front besuchte er daher abends auch noch seinen Freund. Mitsamt seinem Militärkarabiner. Als der Oberbauer-Franz sich so um zehn Uhr verabschiedete, geleitete ihn der Michlmann noch bis vor das Haus und sie ließen dort die Blicke über die mondheile Umgebung schweifen. Da stieß ihn der Franz unvermittelt mit dem Ellenbogen an und deutete wortlos in Richtung des nahen Bächleins. Dort stand ja ein kapitaler Rehbock. Schnell huschten die beiden nun in den nahen Scheunentenn', bei dem noch das Türl

offen stand. Der Franz brachte dort seinen Karabiner in Anschlag und wenige Augenblicke später brach der Sechser zusammen. Die beiden verhielten noch ein wenig in ihrem Versteck. Gerade als der Michlmann vorsichtig aus dem Stadl treten wollte um den Bock zu holen, schritt vom Dorfe her ein Mann – wie etwas suchend – durch die Hausgärten. Es war der Revierjäger Barth. Dem Sepp lief es heiß und kalt über den Rücken. Er musste diesen ablenken, sei es wie es wolle. Als dieser so in Rufweite war, trat der Sepp aus dem Mondschaten der Scheune und ging dann auch wie etwas suchend dem Jäger entgegen und meinte dann zu diesem: „Ich hab noch außerschaun müß'n, weil so a schwara Schuss g'foin is. Der hat sicher den guten Bock goidn, der oft a dera Gögnd steht. Suchst' ihn du eh?“ „Des kannst dir denga!“ „Soll i dir sucha helfen?“ „Wár ma ganz recht.“ „Wir müß'n aber weiter ent sucha, mir is fürkemma, da Schuss is von dera Seit' g'foin“, kaltblütig der Michlmann. Dadurch brachte er den Jäger immer weiter weg vom gefallenem Wild. Er wusste auch, dass der Oberbauer dieses bei erstbestener Gelegenheit weg-schaffen würde. Und das tat er auch. Deshalb konnten die beiden Bocksucher, als sie sich nach fast einer Stunde vergeblichen Suchens in die andere Richtung wandten, auch dort nichts finden. Nach einer halben Stunde brachen sie die Suche endgültig ab. Der Sepp schloss noch das Tenntürl mit einem warnenden Räusperer. Versperrte es aber nicht. Als er dann ins Haus ging, überfielen ihn die widersprüchlichsten Gedanken: Hat der Jäger mich durchschaut und steht er noch auf der Lauer? Ist der Franz noch im Stadl? All dies und die vorausgegangenen Anspannungen warfen ihn den Großteil der Nacht wie vom Schüttelfrost befallen im Bett. Und immer wieder sah er trotz geschlossener Augen den Buchberger Hans – einen gar zu wagemutigen Wilderer – vor sich, wie er von zwei Gendarmen des nahen Postens mit aufgeflepptem Bajonett zur Abschreckung vor ihnen her durch das

Dorf getrieben wurde. Sein eigenes Wilderer-Flobert musste er auch umgehängt haben. Ja, das war eine schreckliche Nacht für den Michlmann, an die er sich nur ungern erinnerte.

Auf das vorhin Gesagte schränkten zwei verheiratete Männer aus unserer Nachbarschaft das Wildern stark ein, ja hörten sogar ganz damit auf. Sie wurden nämlich vom Jagdleiter eingeladen, als legale Jäger auf die Pirsch zu gehen. Auf diese Art und Weise – die man auch noch an ein paar anderen öffentlich bekannten Wildschützen der Gemeinde anwandte, gelang es dem Jagdkonsortium, den Wild-diebstahl doch merklich einzudämmen. Von der Bevölkerung wurden den sogenannten „Überläufern“ nicht viele Vorwürfe gemacht, weil diese – so lange sie lebten – keinen einzigen der vielen ihnen bekannten Wilderer zur Anzeige brachten. Trotz allem: So frei und sorglos wie vorher konnte und getraute sich keiner mehr im Dorf zu wildern. Auch die strengeren Strafgesetze nach 1938 und die spürbare Verbesserung der wirtschaftlichen Lage mögen zur Verminderung des Wilddiebstahls beigetragen haben.

Jedoch nicht bei uns Jungen, die wir nicht mehr im Krieg waren. Uns juckte schon der rechte Zeigefinger (mit dem



man den Gewehrabzug betätigt) dann und wann merklich; besonders der meine. Ich war schon nahe zwanzig, hatte einen sicheren Arbeitsplatz und auch schon einen PKW. Da ich noch das nötige Geld hatte, besorgte ich mir unter der Hand auch noch ein Flobert-Gewehr. Der Büchsenmacher-Toni bohrte mir den Lauf auf (damit längere Patronen mit größerer Reichweite und Durchschlagskraft hineinpassten) und montierte mir zu meiner größten Freude auch noch ein Zielfernrohr mit Blaubelag zur besseren Nachtsicht darauf. Nun konnte es losgehen.

Zu jener Zeit war im Winter in unserem und den umliegenden Dörfern das Kartenspielen um nicht wenig Geld groß in Mode. Es mangelte trotzdem nicht so sehr an diesem, sondern vielmehr an Spielern. Damit wir zu zwei „Passen“ (Gruppen) spielen konnten. Um dieser Notlage abzu-helfen, holte ich dann und wann vom Nachbarort zwei spielfreudige Auszugsbauern mit meinem Auto, die ich selbstverständlich – meist erst nach Mitternacht – auch wieder heimbrachte. In einer recht mond hellen Winter-nacht, ich hatte den Heimbringerdienst schon hinter mir und nur noch Freund Hans saß bei mir im Wagen, da sahen wir fast gleichzeitig in einem zwischen zwei Wegen befindlichen, schneebedeckten Feld, einen Hasen Männchen machen. „Der muaß' mir g'hörn!“, stieß ich hervor und fuhr langsam weiter. Ein Stück danach aber eilig weiter Richtung Elternhaus um mein Flobert, das ich gleich lud. Als wir eine Viertelstunde später wieder am anfänglichen Ort waren, hockte Meister Lampe tatsächlich noch im Feld. Gerade in Schussweite. Den Automotor abgestellt, das Licht ausgedreht und wortlos das Flobert vom Rücksitz gefasst und vorsichtig damit

ausgestiegen. Das Autodach gab eine gute Auflage ab. „Nur Ruhe, nichts verwackeln!“, dachte ich bei mir selbst. Es sollte ja mein erstes Wild sein. So, nun hatte ich ihn im Fadenkreuz. Wie hatte der Toni gesagt? Wenn du von etwas ziemlich weit weg bist, einen Fingerbreit darüberhalten. Das tat ich auch. Und dann „Peng.“ Der Hase überschlug sich ein paar Mal und rührte sich nicht mehr. Wir ließen ihn liegen, weil wir im unbegangenen Feld keine verräterischen Spuren hinterlassen wollten. Übrigens führte an der anderen Seite des Feldes, ganz nahe beim erlegten Wild, auch ein nur spärlich befahrener Weg vorbei. Auf diesem fuhr ich im morgendlichen Dunkel des nächsten Arbeitstags und warf dabei den gut getroffenen Hasen in meinen Kofferraum.

Einige Tage später war dann beim Staudinger Hasenpartie angesagt. Des- sen Frau war nämlich meine Tante. Dazu lud ich meine engsten Freunde, vergaß aber dabei auf den Hans. Dieser war darob so erbost, dass er sich schon mit dem Gedanken trug, mich wegen Wilderei anzuzeigen. Es be- durfte hernach vieler Worte, um ihn zu überzeugen, dass dies nur ein un- beabsichtigtes Versehen von mir ge- wesen sei. „Dafür kommst einmal zum Fasan essen!“, beschwichtigte ich ihn und klopfte ihm freundschaftlich die Schulter.

Als der Herbst ins Land zog, mit sei- nen kürzer werdenden Tagen, hatten meine Freunde schon Verschiedenes ausgekundschaftet. Während ihrer Ar- beit bei den Bauern bemerkten ihre scharfen Augen so nebenbei, wo die schönsten Fasane aufbäumten oder in welcher verwachsenen Mergelgrube ein Fuchsbau war. Für den Fall, dass jemand „einmal ein warmes Fell bräuchte“.

Als die herbstliche Jagdzeit begann, wurden auch wir – die Wilderer – wieder aktiv. Aber nicht bei Tag, wie die Jäger. Sondern nachts. Das Fa- san-Schießen ging ja am besten in ei- ner recht nebligen Nacht und wenn man dazu auch noch einen Helfer mit hatte; dieses Mal war es der Sepp. Wir gingen wortlos und ruhig zu einem der schon vorher von den Freunden bezeichneten Bäume. Ich das Gewehr schussbereit in Händen. Der Sepp ging ganz nahe zum Stamm und leuchtete dann mit einer stark strahlenden Taschenlampe in die Baumkrone. Da saßen ja nicht hoch oben zwei prächtige Exemplare von Fasanen. Wie geschaffen für die Bratpfanne. Durch den im Lichtkegel wallenden Nebel waren sie so irri- tiert, dass sie nicht wegstrichen. Des- wegen lagen sie wenige Augenblicke später bereits vor unseren Füßen. Ei- nen brauchten wir aber noch; näm- lich für die Staudingerin als Lohn fürs Zubereiten. Bald hatten wir auch den noch benötigten Dritten. Am Wochenende gab es ein leckeres Mahl, zu dem auch der Hans ein- dringlich geladen wurde und auch kam.

Zum Schluss möchte ich noch eine Abart der Wilderei schildern, die von solchen ausgeübt wurde, die an kein Gewehr herankamen oder sich keines leisten konnten. Es war das „Mas- seln“. Die „Mass“ war eine Schlinge aus einer sehr reißfesten Angelschnur oder aus einer dünnen „Schmissel- schnur“. Letztere diente eigentlich da- zu, am dünneren Ende der sich ver- jüngenden Peitschenschnur ange- bracht zu werden. In einer Länge von ca. $\frac{1}{4}$ m und mit ein paar einfachen Knoten versehen, sorgte sie für das richtige Schnalzen der Peitsche. Auch Goasl (Geißel) genannt. Diese Schmisselschnur verwendete man üblicherweise auch zur Erlegung von Rehwild. Zu diesem Zweck wurde sie an einem über einen Rehwechsel in Reichhöhe ragenden Ast, oft im dichten Unterholz angebracht. Die Schlin- ge war halbwegs weit, mit ihrer

Unterseite etwa 40 cm über dem Erd- boden. Dadurch kam ein Reh, wenn es mehr oder minder schnell den Wildwechsel passierte, mit seinem Kopf und Hals fast zwangsläufig in die kaum sichtbare Schnurschlinge, die sich augenblicklich zusammenzog und es durch den ausgelösten Schreck auch oft zu Fall brachte, was dann meist tödliche Folgen für das Reh hatte, weil es durch das Hängen in der Schlinge stranguliert wurde. Manchmal gab es ein Entkommen, wenn das Wild kräftig und rückwärts zertrte und dabei nicht stürzte, weil dadurch doch manchmal die Schnur riss. Ganz erfahrene und un- barmherzige Wilddiebe hatten aber auch dagegen eine Abhilfe. Sie bogen ein etwas vom Wechsel entfernt ste- hendes schlankes Eschen- oder Ei- chenstämmchen in Mannshöhe über diesen und hielten es mit einem ein- seitig mit einer Astgabel versehenen Haselstock, die Gabel um das Stämm- chen greifend, nieder. Das andere En- de des Stockes, das glatt und gerade war, wurde an einem dickeren Ast oder passend stehendem Stamm an- gesetzt. Er hielt in dieser recht unsi- cheren Lage nur deshalb, weil das ge- bogene Stämmchen kräftig nach oben drückte. An diesem befestigte man nun die „Mass“. Geriet nun ein Reh in diese, prallte durch die geringste Be- wegung bereits der Haselstock vom abstützenden Ast und das niederge- bogene Bäumchen schnellte wieder in seine gerade Stellung empor, das Wild in der Schlinge mit hochreißend, wo es dann manchmal in nicht gerin- ger Höhe verendete. Diese Art von Wilderei wurde von der damaligen Rechtssprechung strenger geahndet als jene mit der Schusswaffe. Zum Er- liegen gekommen ist in unserer Ge- gend der Wilddiebstahl – einschließ- lich des Schwarzfischens – erst, als in einer groß angelegten, gemeinsamen Aktion von Jägerschaft und Gendar- merie eine Gruppe von unentwegten Wildschützen – bei denen ich glückli- cherweise in dieser Nacht nicht dabei war – umzingelt und festgenommen wurde.

ZOBODAT - www.zobodat.at

Zoologisch-Botanische Datenbank/Zoological-Botanical Database

Digitale Literatur/Digital Literature

Zeitschrift/Journal: [Der Bundschuh - Schriftenreihe des Museums Innviertler
Volkskundehaus](#)

Jahr/Year: 2008

Band/Volume: [11_2008](#)

Autor(en)/Author(s): Frauscher Otto

Artikel/Article: [Wilderei in einer Schäringer Landgemeinde 125-128](#)